

Illyrisches Blatt.

ZEITSCHRIFT

für

Vaterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Nr. 86.

Dinstag den 26. October.

1847.

Herbst.

Das Laub wird gelb, die Blätter fallen;
Der grüne Teppich ist nicht mehr;
Nicht mehr der Töne sanftes Rollen
Belebt den Hain: die Flur ist leer.

Entkleidet sind schon viele Aeste
Beraubt der jugendlichen Pracht,
Die die Natur zum Wiegenfeste
Dem Schooß der Fluren dargebracht.

Kein Sonnenglanz erwärmt die Lüfte,
Kein Zephyr säuselt durch die Flur;
Verschwunden sind die Blumendüfte,
Erloschen ihre Lebensspur.

Der Schlaf umarmet die Gefilde,
Vom zarten Lebenspuls bewacht,
Und zeigt in diesem hehren Bilde
Uns eine kurze Todesnacht.

Doch was im innern Kelch verschlossen,
Das bleibt als Leben! fliehet nicht;
Der Frühling treibt die jungen Sprossen
Beredelt wieder an das Licht! —

Carl Nordheim
(In der Pannonia.)

Der Torfstich am Laibacher Moraste.

(Schluß.)

Die Hauptcanäle sind überall bis auf eine Tiefe von 3 Schuh unter der gewöhnlichen Torfschichte im weißen Lehmboden geführt, was ihnen das Ansehen gibt, als sey die Canalsohle aus weißgrauem Marmor gehauen. Die in diesen Canälen fahrenden Schiffe tragen eine Last von 100 Centnern und können vom Torfmagazin geradezu in die Laibach und auf derselben direct bis vor die Zuckerraffinerie in die Polanavorstadt fahren. An verschiedenen Stellen und an den Mündungen des Laibachflusses sind die 4 Hauptcanäle mit Schleusen versehen, so daß die Torfschiffe bei niederm Wasserstande bis 5 Schuh hoch über das Niveau des Laibachflusses geschwellt oder gehoben werden können.

Die Torfziegel sind eigends für die Locomotivebeheizung gestochen worden; sie haben gerade den dreifachen Umfang von den gewöhnlichen, in Deutschland üblichen Torfziegeln, und wir dürfen sagen, daß keine Torfstecherei irgendwo Ziegel von dieser Größe und diesem Umfange aufzuweisen vermag. Bis jetzt dürften bei 50.000 Stück fertig geworden seyn und noch im Laufe dieses Sommers sollen auf der Eisenbahnstrecke

zwischen Cilli und Marburg die ersten Versuche zur Beheizung der Dampfwägen mit diesen Ziegeln gemacht werden.*)

Es erübrigt nur noch, zur Beruhigung und Beschwichtigung derjenigen, die da glauben, oder wenigstens Andere glauben machen wollen, daß das Torfstechen zum Nachtheile für die Cultur des Moorgrundes gereiche, hier in Kürze dasjenige in gedrängtem Auszuge anzuführen, was ein anerkannt tüchtiger Landwirth in der am 20. März d. J. in Laibach abgehaltenen Generalversammlung der k. k. Landwirtschaft-Gesellschaft in Krain hierüber vortrug. Hr. Dr. Drel suchte vor Allem auf die Wichtigkeit des Morastgrundes in Bezug auf die Gewinnung des Torfes als Brennmaterial hinzuweisen. Er eiferte sehr gegen das übliche Torfbrennen, welches nach seinen Erfahrungen der Cultur des Moorbodens zum großen Nachtheile gereicht, und bewies, daß durch ein solches Verfahren unberechenbare Schätze des besten Pflanzentorfes dem Lande entzogen werden und in Rauch aufgehen, wogegen bei Beseitigung dieses Verfahrens und durch ein geregeltes Ausstechen des zum Brennmaterial geeigneten Faserntorfes durchschnittlich bis 4 Schuh Tiefe auf den 25.750 Fochen des Morastes ein Vorrath von wenigstens 329,600.000 Centnern trockenen Torfes gewonnen werden könnte, welcher in der Hitzkraft 1,648.000 Klaftern 2 Schuh langen Buchenholzes gleich kommt. Mit diesem Vorrathe könnte die Stadt Laibach, nach Dr. Drel's Berechnung, verglichen mit dem damaligen Bedarfe des Brennmaterials, aporoximativ an die 659 Jahre auskommen, was in dieser Zeit etwas heißen will. „Sollte man aber,“ sagt er in seinem Berichte, „aus Rücksicht der Cultur Anstand nehmen, wegen zu großer Vertiefung des Moorgrundes alle 4 Schuh Faserntorfes ausheben zu lassen, was jedoch dort, wo die Anlegung von Wiesen beabsichtigt wird, sogar vortheilhaft und zweckentsprechend wäre, weil dadurch bei Ueberschwemmungen das Bewässern als natürliche Düngung möglich seyn würde: so kann das Ausheben von 2 Schuh in die Tiefe auf der ganzen Ausdehnung des Moorgrundes sogar in Culturhinsicht nur als vortheilhaft betrachtet werden, weil man dadurch näher zu dem mehr verwesten, compacten und leichter cultivirbaren Moorgründe gelangt, und auf dem Haidekraut- und Moostorfboden eine

*) Diese Versuche sind zu Ende dieses Sommers auch wirklich gemacht worden. Die Red.

lohnende Bewirtschaftung erzielen kann, ohne das Austreten des Wassers befürchten zu müssen, und weil man das Brennen des Torfes im Freien, wo nicht ganz, doch gewiß größtentheils beseitigen kann, welches Brennen nur als eine unverzeihliche Vergewandung des nützlichen Brennmaterials angesehen werden muß.“

Man zieht aus diesem letzten Abschnitte die natürliche Folgerung, daß der so großartig angelegte Torfstich nach allen Seiten hin dem Lande zum Nutzen und Vortheile gereiche, indem nicht nur der bis jetzt todte Reichthum des als Brennstoff tauglichen Torfes nutzbringend ausgebeutet, sondern zugleich auch die Entsumpfung des Morastes auf die erspriesslichste Art befördert wird. Der Torfstich am Laibacher Moorgrunde wird daher in der neuesten Zeit ohne Zweifel eine bedeutende Rolle spielen und Krain in dieser Hinsicht auswärts eben so bekannt machen, als er der Provinz im Allgemeinen und der Unternehmung reichlichen und sicheren Gewinn zu geben verspricht.

Die Liebesgabe des Kindes.

Novelle von S. B. S.

Herward, ein Beamte aus einer kleinen deutschen Stadt, war auf einer Berufsreise nach dem schön gelegenen und zahlreich besuchten Badeorte N*** gekommen. Er hatte daselbst im Auftrage seines Chefs die Summe von fünfhundert Thalern zu erheben. Wider Erwarten wurde ihm das Geld sogleich ausgezahlt und er beschloß, die Paar Tage, welche ihm noch vergönnt waren, als kleine Ferienzeit zu benutzen, und sich das bunte BADELEBEN in aller Ruhe in Augenschein zu nehmen. Man kann sich wohl denken, daß Herward die Zeit in N*** nicht lang wurde. Dieses bunte Menschengewühl, aus allen Gegenden Europa's herbeigeströmt, diese glänzenden Equipagen und Livreen, diese reichen Toiletten des Luxus und der Fashion mußten für den mäßig Besoldeten, der in seinem Leben nicht zehn Meilen über den Gränzstein seiner Vaterstadt herausgekommen war, von besonderem Interesse seyn.

Herward, welcher sich ein volles halbes Jahr auf dieser Reise gestreut hatte, versäumte daher nicht, an allen den weniger kostspieligen Ergötzlichkeiten Theil zu nehmen, welche das BADELEBEN darbot. Noch nie hatte er ein so trefflich zusammengespültes Orchester gehört, noch nie eine so vollendete Schauspielertruppe gesehen, gegen welche die ambulanten Histrionen, welche alljährlich nach dem Kartoffelmarke seine Vaterstadt auf ein Paar Wochen heimzuziehen, allerdings nicht in Vergleich kommen konnten. Freilich gestand sich Herward oft, wenn er in dem prachtvollen, kergenerhellten Salon bescheiden in eine Ecke gedrückt saß, daß ihm alle dargebotenen Vergnügungen erst dann den wahren Genuß bereiten würden, wenn er sie mit seinem geliebten Weibe und seinem holdaufblühenden Töchterlein, Marie mit Namen, theilen könnte. Bei ihnen, den Geliebten in der Heimath, waren seine Gedanken, so oft er des Abends einsam durch die blühenden und mit bunten Lampen erhellten Lindenalleen des Curgartens schritt und die Sterne der Heimath über seinem Haupte leuchteten.

Ohne Aufwand zu machen, lebte doch Herward in Vergleich mit seinem Leben zu Hause, auf großem Fuße; er sah einen Groschen weniger an, als es wohl sonst der Fall war, denn er ging von dem nicht unrichtigen Grundsätze aus, daß man sich eine Erholungsreise, wozu sich die Gelegenheit vielleicht nie wieder so günstig darbote, nicht durch allzu ängstliche Deconomie verbittern dürfe. Um dieß ausführen zu können, hatte er bereits seit einem halben Jahre durch Extraverdienst ein Paar Thaler zurückgelegt; auch hatte ihm beim Abschiede seine Emilie mit einem Kusse einen ersparten Louis'd'or in die Hand gedrückt. Fest stand es aber bei Herward, diese Gabe der treuen Liebe nicht anzugreifen; im Gegentheile sann er hin und her, was er wohl aus den reichen Bazar's der Galanterieläden seiner Gattin und Tochter mitbringen sollte. Bei der Masse der glänzenden Artikel war ihm die Auswahl schwer.

Herward, nachdem er alle freundlich gelegenen Ortschaften der Umgegend besucht und all' die geschmackvollen Kunstanlagen in Augenschein genommen hatte, wurde an einem trüben Regentage, wo er nicht in's Freie konnte, theils aus Langweile, theils aus Neugier nach der berühmten und privilegirten Raubhöhle des BADEORTES — dem Spiel salon, geführt.

Wie sich im Leben die Gegensätze häufig vereinigen, so ist dieß auch mit den Spielhäusern in Bädern der Fall. Hier, wo alle Anstalten getroffen sind, für das Wohl des Körpers zu sorgen, die zerrüttete physische Gesundheit wieder herzustellen, erlaubt man gleichfalls, die Gesundheit der Seele zu untergraben; neben dem Heiltranke, welchen sprudelnd eine gütige Natur spendet, wird von erbarmungslosen Menschen Gift gereicht.

Mit unwillkürlichem Schauer trat Herward in die unheiligen Hallen, wo sich um die grünen Tische ein gewinnfüchtiges Publikum gruppiert hatte. Trotz der zahlreichen Versammlung herrschte hier Todesstille und man vernahm nur das Klirren des Goldes, das theils von den Bankhaltern eingestrichen, theils ausgezahlt wurde, und das einförmige, dumpfe Ansagen der Verlust- und Gewinnkarten. Mit verhaltenem Athem, geisterbleichem Anlitze saß hier und da ein Pointeur, der seine sämtliche Barschaft bereits verloren und sein letztes Geld auf eine Karte gesetzt hatte. Convulsivisch waren die Hände geballt und der Blick starr auf den Abzug des Bankiers gerichtet, an welchem Tod und Leben hing. Der große Goldhaufen, der inmitten der ovalförmigen Tafel lag, war die Centralsonne, welche die Goldstücke der Spieler mit magnetischer Kraft nach und nach anzog. Wie mancher der Letztern verließ als ruinirter Mann diesen Tempel des Glücks! —

Herward sah, wie der vor ihm sitzende Pointeur nach und nach eine große Geldrolle verlor, ohne daß der Verlust den Spieler sehr zu bekümmern schien. „Ach,“ dachte er, „wie glücklich wärest Du, nur zwei oder drei solcher Goldstücke zu besitzen, die hier zu Hunderten in die Bank strömen, welche außerordentliche Freude könntest Du Emilien und Marien dadurch bereiten!“

(Fortsetzung folgt.)

Brosamen aus der Vergangenheit.

Schreckliche Wirkungen des Künstlerneides. Der berühmte Maler van Mander kannte das Geheimniß seines Lehrers Johann von Brügge, die Farben mit Leinöl einzureiben, den Gemälden einen bis dahin nicht gekannten Glanz zu geben, und den Firniß zu ersparen. Seine Kunstwerke wurden deshalb auf seinen Reisen in Italien allgemein bewundert, theuer bezahlt, von den Genossen seiner Kunst aber mit scheelem Auge angesehen. In Florenz nahm ihn der Maler Andrea del Castagno sehr freundschaftlich auf, behandelte den Fremdling wie einen Bruder, und van Mander theilte ihm aus Dankbarkeit und Freundschaft sein Geheimniß mit. Da schlich sich der Neid in das Herz des Castagno; er gedachte den Ruhm der neuen Entdeckung sich selbst anzumessen und den Gewinn davon allein zu ziehen. Van Mander wurde eines Abends in einer entlegenen Straße von Meuchelmördern überfallen und tödtlich verwundet. So fand man den Unglücklichen, und als ihn Einige erkannt, denen seine Freundschaft mit Castagno nicht fremd war, trug man ihn sterbend zu seinem Freunde. Castagno schien außer sich vor Schmerz zu seyn und van Mander starb in seinen Armen. Er malte darauf fleißig, seine Gemälde wurden hoch gerühmt, und ein Fürst bezahlte eines derselben mit tausend Ducaten. Dennoch schien del Castagno nicht glücklich zu seyn; es nagte sichtbar ein tödtlicher Kummer an ihm. Endlich sank er auf das Krankenlager und hier, an der Pforte des Todes, bestrifte er sein Gewissen von dem drückenden Geheimnisse; er gestand, die Meuchelmörder für van Mander selbst gedungen zu haben. Die Justiz übte strenge Vergeltung, zwar nicht an dem Maler selbst, da ihn der Tod entzog, aber alle seine Gemälde wurden gesammelt und durch Henkershand verbrannt.

Feuilleton.

Pilger nach dem heiligen Lande. — Im laufenden Jahre kamen bis zum 1. Juli 286 europäische Pilger nach Jerusalem, wie die „Missions-Notizen aus dem h. Lande“ berichten, darunter 18 aus den österreichischen Staaten. 20 der genannten Wallfahrer waren Protestanten, aus welchen zwei in der Mutterstadt der ewigen Wahrheit ihren Glauben abgeschrieben und in den Schooß der katholischen Kirche übergetreten sind.

Die Hungerhütte. — Zu Schull in Irland befindet sich die Hütte, wo der erste Mann, der in Folge der Hungersnoth des vergangenen Winters starb, wohnte. Es gebrach ihm an Kraft und Ausdauer, dem gräßlichen Elend die Stirne zu bieten, und als er zu der Ueberzeugung kam, daß er nirgend mehr Hilfe finden könne, verbaute er die Thüre seiner Hütte mit großen Steinen und verschloß sich auf diese Weise mit seinen beiden Kindern, ein lebendig Begrabener. Niemand achtete darauf, Niemand kümmerte sich um ihn. Aber nach Verlauf einiger Tage gelang es dem einen der Kinder, etliche jener Steine zu beseitigen und durch die Öffnung hinauszukriechen. Mit Anstrengung vermochte das halbverhungerte Geschöpf zu den Nachbarn zu gelangen, denen es erzählte, daß der Vater sich nicht mehr um seine Kinder zu kümmern schiene und schon seit zwei Tagen geschlafen hätte. Erst jetzt wurden die Nachbarn aufmerksam; man öffnete den vermauerten Eingang der Hütte wieder, in welcher man den Mann mit dem zweiten Kinde todt fand. Es war der Tag vor Weihnachten, als diese Hungersgestorbenen zum Begräbniß nach der Stadt gebracht wurden.

Taufe einer Jüdin. — Der Erzbischof von Mailand begab sich unlängst geflüstert nach Cremona, um die Taufe an einem erwachsenen jüdischen Mädchen aus Bozzolo zu vollziehen. Die heilige Handlung wurde mit der größten

Feierlichkeit vorgenommen. Die Stadt wurde festlich beleuchtet, mehrere Musikbände spielten, beim Marquis Araldi wurde große Tafel gegeben. Die Marquise Teresa Araldi Erizzo war Taufpatbin, und die Marquise Maria Stanga Bologini, repräsentirt durch die adelige Dame Maria Ferrari, übernahm die Firmvathinstelle der beneidenswerthen Neophitin, die sich auf eine höchst erbauliche Weise bei ihrer Bekehrung benahm, und durch ihre gründlichen Kenntnisse in der römisch-katholischen Religion Alles in Staunen setzte. Nur nachdem das gebildete, aus einem wohlhabenden und achtbaren Hause stammende, junge und tugendhafte Fräulein Ferrimata Foà (dies ist der Name der Glücklichen) sich von der Wahrheit des Christenthums und der unbedingten Nothwendigkeit der heiligen Taufe vollkommen überzeugt hatte, verließ sie den mosaïschen Glauben ihrer Väter. Ihr Gewissen gab ihr keine Ruhe mehr, bis sie den unwiderrüflichen Entschluß, Christin zu werden, gefaßt hatte, den sie nun auch trotz aller Aufopferungen, den ihr der wichtige Schritt kostete, standhaft ausführte. Ihre musterhafte Frömmigkeit erregte allgemein die innigste Theilnahme. Die letzte „Cremoneser Zeitung“ Nr. 41 veröffentlicht auch mehrere Gedichte zu Ehren der erwähnten Festlichkeiten.

Mittel gegen Zahnschmerzen. — In der „Schlesischen Zeitung“ wird das Auspülen des Mundes mit Essig und Netber, als ein probates Mittel gegen Zahnschmerzen, empfohlen. Der Schmerz soll darnach auf Jahre lang verschwinden. ?

Ein großes Musikfest — findet am 7. und 11. Nov. in der k. k. Winterreitschule in Wien Statt. Es wird dabei das neueste Oratorium „Elias,“ von Dr. Felix Mendelssohn Bartholdy, von mehr als 1000 Sängern und Instrumentalisten aufgeführt werden.

Ein Herr und eine Dame — fuhren vor Kurzem in Pesth in einem Einspanner wild dahin. Plötzlich wird von ihnen ein 10jähriger Knabe niedergefahren. Der Einspanner wollte schnell davon, allein die Menge verhinderte es; da stieg der Herr aus, begab sich zu dem stark beschädigten Kinde, und erkannte in demselben — seinen Sohn.

Papierkorb des Amüsanten.

Die englische Zeitschrift „the builder“ (sagt die „Bohemia“) hat kürzlich vorgeschlagen, metallene Wisst- und Einladungskarten einzuführen. „Punch“ in seiner Spottlust meint, die Sache würde einige Schwierigkeiten haben. Für's erste würde man die metallenen Adresskarten nicht mehr in der Westentasche oder dem Portefeuille tragen können, sondern eine furchtbare Büchse sich anschaffen und diese über die Achsel geworfen und wie einen Tornister auf dem Rücken tragen müssen. Auch die Operation des Kartenwechsels dürfte ihre Schwierigkeiten haben, besonders bei Duellen, denn die beiden Gegner müßten gleich mit ihren Karten herausrücken. Am übelsten würden die Bedienten dran seyn, die eine dieser Metallkarten abzuheben hätten, wenn gerade ein Gewitter ausbricht. „Punch“ erklärt dieß zugleich durch ein Bild, auf welchem ein Livreebedienter eben die Karte seines Herrn abgeben will, als plötzlich der Blitz, von dem Metall angezogen, in die Karte hineinfährt und den armen Kerl zu Boden schleudert.

Ein Zigeuner in der Marmarosch hatte ein Pferd gestohlen, wurde ertappt und vor den Strabrichter geführt. Mit offener, aufrichtiger Miene sagte er: Nicht er habe das Pferd, sondern umgekehrt, das Pferd habe ihn gestohlen, man möge also dieses auf den Dersch (Prügelbank) legen und bläuen. Das ging so zu. Ein Pferd lag quer über meinem Wege. Ich wollte beim Schweife es umgehen, da schlug es aber gewaltig aus. Ich versuchte beim Kopfe vor ihm

vorbei zu kommen, da fing es aber an, die Zähne zu weissen. Ich hatte daher keine andere Wahl, als über dasselbe hinüber zu steigen. Kaum hatte ich aber einen Fuß darüber weggebracht, als es flugs aufsprang und mit mir auf dem Rücken auf und davon lief. Der schuftige Gaul hat mich auf diese Weise gestohlen und ich bitte um Satisfaction. Der Strubltrichter ließ das Pferd bei Wasser und Heu einsperren und der untreue Zigeuner bekam die Verschämnißkosten beim unwillkürlichen Ritze mit einem langen Maßstabe bar ausgezahlt.

Die Brüsseler „Independance“ theilt folgende Anekdote mit, an deren Wahrheit eine solche Quelle wohl nicht zu zweifeln erlaubt: Dieser Tage erschien in einem der Ministerien zu Brüssel ein Herr, der nur wenig mit der Räumlichkeit bekannt und etwas zu suchen schien, als er eine Person gewahrte, die ihm zum Hause gehörig vorkam. — „Das Cabinet des Ministers?“ — „Der Minister ist nicht da.“ — „Es ist möglich — aber das Cabinet?“ — „Es ist Niemand da, sage ich Ihnen, also...“ — „Um Verzeihung... Sie verstehen mich nicht — ich frage nicht nach dem Minister, sondern nach seinem Cabinet!“ — „Ich verstehe ganz gut, allein in der Abwesenheit des Ministers habe ich Ihnen gar nicht zu sagen, wo sein Cabinet ist, und werde es auch nicht.“ — „Bestimmt nicht?“ — „Nimmermehr.“ — „Sie scheinen streng... das ist schön, was sind Sie denn aber?“ — „Wer ich bin?“ antwortete der Mann, sich in die Brust werfend, „ich bin der Portier des Ministeriums!“ — „Und ich bin der Minister... wollen Sie mir jetzt gütigst mein Cabinet zeigen?“ (Zur Erläuterung sey daran erinnert, daß in Belgien kürzlich ein Ministerwechsel Statt gefunden hat.)

In einer Kutsche, die von Newyork nach Jersey fuhr, (meldet die „Bohemia“) saß eine Dame einem jungen Seeoffizier gegenüber, dessen Züge etwas Orientalisches hatten und der seine Unterhaltung mit seinem Nachbar mit schauerlichen Flüchen würzte. Der Dame schien dieses Fluchen sehr lästig, doch sagte sie lange kein Wort. Endlich aber, als es zu toll kam, fragte sie: „Sir, sprechen Sie hebräisch?“ — „Ja,“ erwiderte der Seeoffizier, in Erwartung, die Dame wolle mit ihm in dieser Sprache reden, um von den andern nicht verstanden zu werden. — „Dann würden Sie mich und wahrscheinlich auch die übrigen Passagiere sehr verbinden, wenn Sie Ihre Flüche immer hebräisch sagen wollten.“ Der junge Mann verhielt sich den ganzen Rest der Reise sehr still.

Correspondenz.

Triest am 15. October 1847.

Gehrter Herr Redacteur!

Ich erlaube mir über die in Triest eben Statt findende Kunstausstellung eine kurze Notiz für das „Allgemeine Blatt“ mit dem Wunsche hiermit einzuschicken, daß ich Ihnen und Ihren Lesern einen kleinen Gefallen erweise.

Die diesjährige (achte) Kunstausstellung in Triest zählt 247 Nummern. Zwei Drittel der exponirten Kunststücke sind von Deutschland datirt, wovon auf München, das deutsche Athen, allein ein Drittel kommt. Das Drittel aber repräsentirt die italienischen Städte. Uebrigens sieht man auch einige Stücke aus Paris und Brüssel. Wie gewöhnlich, ist auch diesmal die Landschafts- und Genremalerei am meisten, sehr spärlich hingegen die Geschichte vertreten. Wenn man nun die Cataloge der ersten Ausstellungen mit dem der gegenwärtigen vergleicht, so wird man gewahr, daß die Zahl der Einsender in etwas sich gemindert hat. Man hat zu wenig daraus nicht auf den gegenwärtigen Stand der Kunst schließen, da dies eben kein Fortschritt zu nennen wäre, sondern muß es auf Rechnung der häufigen, in verschiedenen Städten Statt findenden derlei Ausstellungen, so wie auch der oft nicht geringen Transport-Beschwerden, besonders größerer Stücke, annehmen.

X.

Theater in Laibach.

Montag am 18. October: „Gebrüder Foster.“ Herr Engelbrecht, Träger der Hauptrolle (Stephan Foster), erwarb sich durch sein wirklich braves, durchdachtes Spiel stürmischen Beifall — es war dies seine gelungenste bisherige Parthie. Herr Polm hatte seinen Meister Innocent Kamm auf eine so originell komische treffliche Art aufgefaßt, daß man diese Rolle nirgends besser sehen kann, Beifällige Erwähnung verdienen die Herren Schwarzbach, Buchwald und Köppl, dann die Damen Friederike Melchior und Strampfer. Tags darauf folgte die Reprise des schon besprochenen Schauspiels: „des Rathsherrn Töchterlein.“ — Mittwoch am 20. October, zum ersten Male: „Ein höflicher Mann.“ Original Lustspiel in 3 Acten von E. Feldmann. Die Originalität dieses Lustspiels läßt sich nicht bestreiten, die Idee ist wirklich frappant und originell. Schade, daß die Durchführung gerade im letzten Acte, wo sie am spannendsten, interessantesten seyn sollte, entschieden mißglückte. Die Zuschauer, die sich in den ersten zwei, wirklich ausgezeichnet scenirten Acten, wo alle Situationen so ergötzlich gezeichnet sind, vor Lachen ausschütten, sehen im 3. Acte einander bekümmert an; denn die Auflösung des Knotens entbehrt wirklich alles Interessens, der ganze Act ist matt, schleppend, und der Schluß wie bei den Haaren hergezogen. Es kommt mir vor, als wenn der begabte Verfasser nicht Zeit gehabt hätte, dem letzten Acte jene Aufmerksamkeit zu schenken, wie den beiden ersten. Wie köstlich ist die Idee, daß der alte Justizrath aus purer Höflichkeit sich einer Bahnoperation Preis gibt, aus purer Höflichkeit in Folge eines Mißverständnisses eine alte Witwe, bei der er um die Hand ihres Sohnes für seine Tochter anhalten soll, selbst zu heirathen sich entschließt, nur um sie nicht durch Aufhellung des Mißverständnisses zu kränken, und doch, wie ungenügen, wie hinkend ist der Ausgang! — Herr Köppl, als Justizrath Fein, die einzige, Alles belebende Figur des Stückes, muß mit dieser Auffassung seiner Aufgabe überall entschieden gefallen, besonders war er in der Werbescene bei der Frau v. Harold durch sein trefflich markirtes Erschaun und durch den innern Kampf, kurz, durch sein Geberdenspiel classisch. Die Uebrigen unterstützten ihn nach Kräften. — Donnerstag am 21. October: „Die Verwandtschaften.“ Lustspiel in 5 Acten von K. v. Kogebue. Wenn Jemand die lebenswürdigen Charaktere egoistischer Verwandten mit fester Hand und wahrheitsgetreu gezeichnet hat, so ist es Kogebue in diesem Stücke. Die Hauptparthien, Anton und Gretchen Bollmuth, waren in den Händen des Herrn Fritsche und der Dlle. Strampfer, und beide lösten die Aufgaben zur allgemeinsten Zufriedenheit. Herr Fritsche kann diese Rolle zu seinen besten rechnen und Dlle. Strampfer ist für das naive Fach wie geschaffen. Der Beifall, den beide ernteten, war wohlverdient. Auch die Herren Buchwald, Schwarzbach, Köppl, Schniger, dann Madame Melchior und Dlle. Leichmann halfen wacker zum Gelingen des Ganzen. — Samstag am 23. October: „Großjährig“ und „Doctor Robin.“ Den entschiedensten Beifall im ersten Lustspiele erwarb sich Dlle. Friederike Melchior als die nettsche Auguste, und erwies ihre große Befähigung auch für das heitere Fach ihrer Stellung. Herr Fritsche sah zwar als Baron Herrmann recht gut aus, war aber in Auffassung dieser Parthie nicht so glücklich, wie sein Vorgänger im vorigen Jahre. Er war im ersten Acte zu weinerlich, zu jaghaft und trat im 2. Acte mit zu wenig Ausdruck von Kraft und Selbstständigkeit auf. Der junge Baron muß schon im ersten Acte, gleich nach der Scene mit Auguste, zwar still, zurückhaltend seyn, aber keine Kenglichkeit durchblicken lassen und der Zuschauer muß seine Männlichkeit gleichsam wachsen sehen. Herr Polm wolle sich vor Uebertreibung hüten. Die einzige erste Scene mit der Witwe Blase im 2. Acte war gut. Herr Schwarzbach (Hofmeister Spitz) und Herr Schniger (Güter-Administrator Blase) spielten untadelhaft.

Leopold Kordeß.

Kunstnachricht.

Die Familie Eschuggmull aus Tirol, in Graz und Marburg mit stürmischen Beifalle in jeder Production ihrer bisher unerreichten Automaten aufgenommen, wird nach kurzem Verweilen in Gili, in nächster Woche, auch in Laibach eine Reihe von Vorstellungen geben, auf welche im Voraus das Interesse der Kunstfreunde und die Aufmerksamkeit aller Liebhaber höherer Mechanik zu lenken sich zum besonderem Vergnügen macht.

Dr. Rudolph Puff,

F. F. Professor und Ehrenbürger zu Marburg.